Sendung vom 17.02.2006, 20.15 Uhr

Dr. Alfred Kolleritsch
Lyriker
im Gespräch mit Dr. Eberhard Büssem

Büssem: Herzlich willkommen bei alpha-forum. Als Gast begrüße ich heute Alfred Kolleritsch aus Graz. Sie sind Schriftsteller, Historiker, Doktor der Philosophie und waren Gymnasiallehrer. Bis 1997 waren Sie auch Präsident der Grazer Künstlervereinigung "Forum Stadtpark", von der Sie jedoch, wenn ich richtig informiert bin, im Streit geschieden sind. Sie sind seit mehr als 40 Jahren Herausgeber der wichtigsten Literaturzeitschrift Österreichs, der "manuskripte". In dieser Literaturzeitschrift veröffentlichen Sie Manuskripte fast aller deutschsprachigen Dichter, Schriftsteller und Philosophen. Elfriede Jelinek nannte Sie einmal "die organisatorische Instanz der österreichischen Literatur". Dahinter ist Ihr eigenes dichterisches Werk leider ein wenig zurückgetreten; Sie selbst haben sich einmal sogar einen "Literaturfunktionär" genannt.

Kolleritsch: Das muss in einer schwachen Stunde gewesen sein.

Büssem: Haben Sie das gerne gemacht und machen Sie das noch gerne? Oder ist das hauptsächlich eine Belastung?

Kolleritsch: Ich mache das noch gerne. Ich habe nicht gerne das "Forum Stadtpark" geleitet: Da gab es einfach zu viele Differenzen. Aber dort im Forum habe ich in all den Jahren eigentlich alle meine Freunde kennen gelernt: von Peter Handke und Barbara Frischmuth bis zu Gerhard Roth und der "Wiener Gruppe" mit Oswald Wiener usw. Alle österreichischen Autoren sind über diese Schiene gelaufen. Und ich mache mit wirklicher Begeisterung heute noch die "manuskripte". Sie sind eigentlich mein Lebenswerk geworden: Damit beschäftige ich mich neben dem eigenen Schreiben fast ausschließlich. Momentan ist gerade die 170. Nummer erschienen. Die "manuskripte" erscheinen vier Mal im Jahr. Diese Zeitschrift hat mich eigentlich in der Zeit gehalten, in der Zeit, die jeweils läuft. Ich habe die "manuskripte" immer als eine die Literatur begleitende Literaturgeschichte bezeichnet. Es ist viel darum herum geschehen, aber darauf werden wir sicherlich noch zu sprechen kommen.

Büssem: Die "manuskripte" zeichnen sich ja dadurch aus, dass in ihr wirklich Erstdrucke erscheinen.

Kolleritsch: Es sind Erstdrucke. Die zweite Auszeichnung ist, dass ich kaum mehr Honorar bezahlen kann. Ich hatte ein unwahrscheinliches Glück: Es sind immer wieder von Nummer zu Nummer und ohne dass ich dafür zu Dichterlesungen usw. herumfahren konnte, junge Autoren dazugekommen. Das Ganze hat sich also quasi aus sich selbst heraus entwickelt und bereichert: Immer wieder, in jeder Nummer erscheint zumindest ein neuer Autor, eine neue Autorin. Das macht eben bzw. soll den Ruf der "manuskripte" ausmachen, dass sie viel junge Literatur gebracht, aufgenommen und gefördert hat. Hier in dieser Zeitschrift hat zum ersten Mal Peter Handke geschrieben und der Gerhard Roth und die Barbara

Frischmuth und viele, viele andere.

Büssem: Sie selbst haben ja ebenfalls sehr viel geschrieben. Wenn ich richtig gezählt habe, dann waren das drei Romane, zwei Theaterstücke und zwölf Gedichtbände.

Kolleritsch: Leider war es nur ein Theaterstück. Es waren in der Tat zwölf Gedichtbände und insgesamt, wenn ich mich richtig erinnere, vier Prosabücher.

Büssem: Sie sind dafür auch mit vielen, vielen Preisen ausgezeichnet worden, u. a. mit dem Petrarca-Preis, mit dem Georg-Trakl-Preis, dem Peter-Rosegger-Preis, dem Horst-Bienek-Preis. Was ist die Triebfeder für Ihr Schreiben?

Kolleritsch: Ich habe das so in mir, dass ich es fast gar nicht beschreiben kann. Ich habe schon als Mittelschüler damit begonnen. Vielleicht hat das auch etwas mit meiner Familie zu tun. Denn ich hatte einen Großvater, der Landlehrer gewesen ist und den man als "Philosophen" bezeichnet hat. Nach dessen Tod habe ich seine Tagebücher entdeckt und da ist dann eine wirklich bestimmende Leidenschaft in mir erwacht: "Das musst du jetzt auch versuchen!" Und so habe ich mich dann langsam aufgemacht – mit aller Skepsis, die man hat – ein Schreibender zu werden. Aber erwacht in dem Sinne, dass ich das Gefühl hatte, dass dabei auch etwas herauskommt, bin ich erst, als ich bereits auf die 40 zugegangen bin. Das geschah eben im Zusammenhang mit dem "Forum Stadtpark". Dorthin sind nämlich meine Freunde gekommen, die alle ungefähr zehn Jahre jünger sind als ich: Wolfgang Bauer, Peter Handke, Barbara Frischmuth, Klaus Hoffer und viele, viele andere. Die Leute der "Wiener Gruppe", mit denen ich dann auch viel zu tun hatte, waren wiederum ungefähr gleich alt wie ich oder älter. Dort in diesem "Forum" habe ich selbst erst so richtig die Literatur kennen gelernt. Für mich war die erste Lesung von Gerhard Rühm und Conrad Bayer in Graz wie ein "Erweckungserlebnis". Ich habe mir dabei nämlich gedacht: "Um Gottes willen, früher bin ich gerade mal bis zu Gottfried Benn gekommen und hab' Rilke verehrt und natürlich auch Lasker-Schüler" – die ich immer zusammen mit der Barbara Frischmuth las. Und dann entdeckte ich mit einem Schlag diese experimentelle Dichtung für mich, eine Dichtung, die ich selbst nie schreiben konnte, weil meine Sprache dafür einfach nicht brauchbar war. Diese experimentelle Dichtung jedoch hat mich geradezu erweckt: Sie hat mir die Augen geöffnet für die Vielschichtigkeit der Literatur, die eben nicht nur auf eine Linie und Schiene festgelegt werden kann, sondern auf ein möglichst breites Band hin angelegt ist.

Büssem: Aber es ist trotzdem irgendwie ein Rätsel, wie diese Kreativität der Grazer Gruppe zustande kam. Wie ist das entstanden? Sie haben damals ja sozusagen einen Guerillakrieg gegen die verkrustete österreichische Literatur geführt. Wie hat das alles angefangen?

Kolleritsch: Das war irgendwie naturnotwendig bzw. gesellschaftlich notwendig. Als wir mit unseren ersten Gedichten herausgekommen sind und schon sehr früh der Jandl seine ersten Sachen gelesen hat und als auch Oswald Wiener seine "Verbesserungen von Mitteleuropa" veröffentlichte, hat sich ein Widerstand gegen uns gebildet: Das waren die Alt-Nazis, die Reaktionären, die Schreiber einer angeblich ewig gültigen Literatur. Sie haben uns alle heftigste befehdet. Zur selben Zeit hat aber auch die Landesregierung alte, "verdienstvolle" Nazi-Schreiber aus der Kriegszeit mit dem Rosegger-Preis versehen. Da ist das Ganze dann regelrecht gespalten worden und wir sind eigentlich recht mutig nun unsererseits zum Angriff übergegangen. Das war, wie ich glaube, auch der bestimmende Grund dafür, dass bei diesen Autoren eigentlich bis heute ein sehr starker Zusammenhalt geblieben ist. Es hat da eben so ein fundamentum in re gegeben, auf das hin wir alle zur Verteidigung der Literatur geschrieben haben. Wir machten dies auch noch zu einem Zeitpunkt, als es hieß, die Literatur sei angeblich tot, den da hatten

wir dann z. B. unsere Auseinandersetzung mit dem Michael Scharang oder meiner lieben Freundin Jelinek, die gesagt hat, dass wir die Moderne nicht begriffen hätten, dass wir angeblich die Literatur nicht zur Veränderung der Gesellschaft einsetzen würden. In der neuen Biographie von der Jelinek wird davon erzählt, aber es waren eigentlich nur der Klaus Hopf, der Peter Handke und ich, die dagegengehalten haben. Noch heute spricht man davon, aber inzwischen sind alle wieder davon weggekommen, sich gegenseitig zu bekämpfen, und kämpfen stattdessen gegen die gesellschaftlichen Strukturen. Man muss ja nur einmal daran denken, was der Haider gerade wieder in Klagenfurt anrichtet mit diesen Ortsschildern. Es ist schon so, man muss immer bereit sein: Das politische Engagement ist immer mit eingeschlossen.

Büssem: Woher kommt denn Ihr politisches Engagement gegen die Nazis, gegen diese Nazi-Brut, die ja in Österreich lange gebrodelt hat und z. B. heute noch brodelt?

Kolleritsch: Ich war vom Jahr 1942 an in einem Schülerheim, das von einem schwer verwundeten SS-Mann, der im Zivilberuf Mittelschullehrer gewesen war, geleitet wurde. Dort sind wir wirklich abgerichtet worden für den zukünftigen Heldentod. Wir mussten um fünf Uhr in der Früh bei jedem Wetter raus zum Turnen. Und dann diese ewigen Parolen und Heimabende! Viele haben sich dabei mit diesen Vorgängen auch wirklich identifiziert, aber es hat doch auch einige gegeben, die das nicht mochten. Das waren noch nicht einmal ideologische Gründe, die uns dagegen sein ließen, sondern das lag z. B. daran, dass wir keine Uniform tragen wollten usw. Das alles ist tief in mir verwurzelt geblieben. Ich muss ja nur daran denken, was mit Beginn des Krieges aus bestimmten Menschen geworden ist. Ich hatte z. B. einen Oberlehrer, der sich so sehr mit dieser Ideologie identifiziert hat, dass er völlig übergeschnappt ist. Er hat behauptet, dass mein Rückgrat krumm sei und ich schon deshalb kein "deutscher Junge" werden könnte – was mich selbst freilich nur bestärkt hat in meinem Widerwillen gegen das alles. So hat man sich eben als junger Mensch mit der Zeit von all dem entfernt. Und nach dem Krieg, und das ist wichtig, haben wir überhaupt nichts erfahren: Diese alte Rede, dass bei uns in Österreich nichts aufgearbeitet worden ist nach dem Krieg, stimmt schon. Es wurde wirklich nichts gearbeitet in dieser Richtung. Ich kam dann nach dem Krieg in ein katholisches Heim und dort waren die Unterschiede in der Erziehung im Vergleich zur Nazi-Zeit nur minimal, wenn es sie überhaupt gegeben hat. Ein Unterschied war z. B.: Wenn man im nationalsozialistischen Heim seinen Kameraden verpetzt hat, dann hat man eine Ohrfeige bekommen. Wenn man das in diesem katholischen Heim gemacht hat, wurde man aufgefordert zu beten, um das Seelenheil des anderen zu wahren. Aber sonst war alles gleich und von der Vergangenheit haben wir nichts, überhaupt nichts erfahren.

Büssem: Auf die Frage, warum Sie schreiben, haben Sie einmal geantwortet: "Da mir in der Schule die Linkshändigkeit ausgetrieben wurde, protestierte ich mit der linken Seite gegen die rechte. In mir erlag jedoch das Unmittelbare dem Erzwungenen, dem Erlernten... Ich suche die linke Hand und werde weiterschreiben und dazu die genauere, unverdeckte Welt suchen und die Erfahrung, derentwegen man überhaupt die Augen öffnet." Gilt das heute noch für Ihr Schreiben?

Kolleritsch: Ja, das würde ich doch immer noch als meine kleine, meine private Ästhetik gelten lassen. Das ist wohl schon das Prinzip, nach dem ich arbeiten möchte. Dieses Erlebnis der Umschulung von der linken Hand auf die rechte Hand war wirklich prägend: Das geschah in der Schule mit Schlägen von eben jenem Nazi-Lehrer. Heute schreibe ich tatsächlich mit der rechten Hand. Damals wurde doch tatsächlich vom Linksschreiben eine körperliche und auch mentale Minderwertigkeit abgeleitet. Man hat ja auch immer wieder gehört, was mit "minderwertigen" Menschen geschieht. Auch bei uns

im Dorf sind damals zwei Frauen verschwunden, die halt irgendwie debil waren: Sie wurden vernichtet. Das hat alles mit dazu beigetragen, einem doch eine eigene Substanz zu geben, eine Substanz, mit der man leben wollte.

Büssem: In Österreich hat sich ja in den letzten Jahren doch auch etwas geändert. Vor einigen Jahren hat z. B. Franz Vranitzky, der ehemalige Bundeskanzler, für Österreich ein Schuldbekenntnis abgegeben. Glauben Sie, dass Österreich als Teil der Europäischen Union diese Zeit nun wirklich überwunden hat?

Kolleritsch: Ich hoffe es. Es scheint mir oft, dass es so ist. Aber es gibt eben noch immer diese Einsprengsel, die heute von zwei politischen Parteien und deren Anführern repräsentiert werden, also von der FPÖ und der BZÖ. Das wühlt das Ganze eben doch immer wieder auf. Ich komme ja vom Land: Dort hört man bis heute immer wieder diese antisemitischen Äußerungen. Da hat sich wirklich fast nichts geändert. Ich habe darüber ja auch so kleine Essays geschrieben, weil ich nämlich, wenn ich das mal so "grob" sagen darf, die Meinung vertrete, dass jeder Mensch mit einem gewissen faschistischen Grundthema heranwächst: Man muss ja nur einmal an die Aggressivität in unserer Gesellschaft denken, die quasi als selbstverständlich gilt. Die Literatur, die Bildung, die Kunst usw. müssen sich meiner Meinung nach dagegenstellen. In diesem Sinne wäre ich tatsächlich ein Aufklärer und so habe ich das als Lehrer auch in der Schule immer gehalten: mit der Literatur gegen das falsche Bewusstsein anzukämpfen. Ich habe das auch unter dem Aspekt gemacht, dass ich nie wollte, dass irgendeiner "einrastet", einrastet in dem Sinne, dass er eine wirkliche, eine geschlossene Identität bekommt. Denn mich hat quasi immer schon ein Satz von Oswald Wiener bestimmt: "Die Literatur soll wie eine Brechstange in die Wirklichkeit hineinfahren und sie immer wieder aufbrechen!"

Büssem: Es gibt ja diese übliche Frage an einen Schriftsteller, wie viel Autobiographisches in seinem Werk zu finden ist. Wie viel Autobiographisches ist z. B. in Ihren Romanen "Die Pfirsichtöter", "Allemann" und "Die grüne Seite" zu finden? Kann man denn ohne eigene, ohne persönliche Erfahrung überhaupt schreiben?

Kolleritsch: Ich nicht! Ich habe in meinem Leben gewisse Erfahrungen gemacht, die ich mir dann immer wieder aus anderen Perspektiven angeschaut habe. Diese Erfahrungen habe ich dann in meinen Romanen modellhaft anzuwenden versucht. In meinen Romanen kommen z. B. immer wieder die Rechten vor: Es ging und geht eben um diesen ständigen Kampf gegen diese Gesinnung. Ich selbst könnte ohne diese eigenen Erfahrungen jedenfalls nicht schreiben. Mir geht das ähnlich wie dem Peter Handke, der ja immer nur von seinem Leben schreibt. Einen abstrakten, einen fiktiven Roman würde ich nicht hinbekommen.

Büssem: 1972 haben Sie den Roman "Die Pfirsichtöter" veröffentlicht, in den ja ganz offensichtlich auch sehr viele persönliche Erfahrungen von Ihnen mit hineingewoben sind. Sie betreiben in diesem Roman, wie es einmal in einer Kritik dazu geheißen hat, eine poetische Auseinandersetzung mit den Herrschaftsformen, mit den Erstarrungen: Da gibt es das Schloss, als Symbol für die Herrschaft, in dem die Besitzer die Herrscher sind und die Umgebung unterdrücken. Ihre Sprache geht dabei ganz konkret vom Essen, vom Kochen usw. aus, wird dann jedoch immer abstrakter. Gerhard Roth hat dazu einmal gesagt: "Man tritt in einen Traum ein." Aber im Grunde hat der Roman "Die Pfirsichtöter" auch etwas Resignatives an sich. Er beschreibt Verkrustungen, die dann aber nicht aufgebrochen werden.

Kolleritsch: Doch! Ich glaube, dass das am Schluss doch geschieht. Da gibt es diese Phantasiefiguren, die dann in dieses Schloss eindringen, da gibt es diesen Bettler...

Büssem: ...der vorher auf der Kloake geschlafen hat.

Kolleritsch: Sie alle lösen diese Strukturen dann doch auf. Im Hintergrund dieses Romans stehen überhaupt sehr, sehr persönliche Erfahrungen von mir selbst. Mein Vater war in diesem Schloss Verwalter, mein Großvater war dort Gärtner, mein Urgroßvater war dort ebenfalls bereits Gärtner gewesen, meine Mutter ist dort geboren. Wir sind dort in diesem Schloss aufgewachsen und uns wurde dabei von Anfang an gesagt, dass wir ja bloß diejenigen seien, die irgendwo abseits wohnen, während die anderen die "Herrschaften" sind. Die Herrschaft war in dem Sinne wirklich eine Herrschaft, weil die Besitzerin des Schlosses die Schwester von Kaiserin Zita gewesen ist, der letzten österreichischen Kaisergattin. Leute dieser Art, all diese Adeligen von Bourbon-Parma usw., die mitbestimmend für den Ersten Weltkrieg waren, sind dort aus und ein gegangen. Wir haben sie als Buben leibhaftig gesehen: Für uns waren das wirklich schon fast Märchenfiguren. Das ganze Modell war davon gekennzeichnet, dass ringsum gesellschaftlich alles längst tot war. Das Kennzeichnende war diese Beharrlichkeit, mit der so eine Ordnung bleiben konnte. Ich habe diese Ordnung in meinem Roman mit dem Platonismus verglichen. Das Ungeheure war wirklich, dass so ein Petrefakt aus der Vergangenheit bestehen bleiben und bestimmend bleiben konnte und von den Leuten auch so gewollt wurde.

Büssem: Das Essen bzw. das Kochen spielt ja überhaupt eine sehr große Rolle bei Ihnen. Sie haben in "Die Pfirsichtöter" geschrieben: "Kochbücher sind Bücher des Lebens. Sie sammeln, was nicht vergehen muss. Sie sind gegen die Verdammung. Was gerettet ist, steht in ihnen. Wer sie liest, kennt die Gesetze, sie sind die Ordnung, die schönen Gesänge der Harmonie." Das Schloss ist ja das Symbol für die Herrschaft, während das Essen eigentlich das Symbol für das Leben darstellt.

Kolleritsch: Gleichzeitig ist es auch das Vergängliche und es gibt die Möglichkeit, das Vergängliche aufzuzeigen, diesen Weg der Speisen bis hin zur Kloake. Ich habe da im Zusammenhang mit dem späten Wittgenstein darüber nachgedacht, was Rezepte eigentlich sind. In "Die grüne Seite" schreibe ich ja davon: Sie sind zwar auch etwas Vergängliches, aber für eine bestimmte Zeit gelten sie einfach. Bedeutungen und Identitäten lösen sich zweifellos irgendwann immer wieder auf, aber für Augenblicke gibt es doch immerhin den Moment der gelungenen Speise: Hier verwirklicht sich etwas, hier tritt, wenn ich mal ein wenig philosophieren darf, die Idee in die Wirklichkeit ein.

Büssem: Gibt es dafür auch einen konkreten Anlass? Ich glaube, Ihre Großmutter war eine begabte Köchin.

Kolleritsch: Meine Großmutter war die Schlossköchin! Sie hat für die Herrschaften gekocht. Während des Jahres war sie deswegen auch immer ein halbes Jahr lang im Palazzo Vendramin in Venedig. Sie hat zu diesem Schloss gehört. – Sie sehen, ich bin da wirklich im Schatten des Adels aufgewachsen. – Sie hat sogar für die Italiener gekocht und diese Kochbücher meiner Großmutter habe ich selbst gesehen als kleiner Bub. Mich hat das jedenfalls fasziniert und so habe ich dann auch selbst ein wenig gekocht. Hauptsächlich habe ich jedoch darüber nachgedacht, was beim Kochen eigentlich vor sich geht, wie, wenn man so will, das Rohe zum Gekochten wird, wie sich beim Kochen alles verändert. Es gibt beim Kochen eine ständige Veränderung, die aber letztlich nur zu einem kurz andauernden Ergebnis führt, nämlich zu einer Speise, die dann auf dem Tisch liegt und gegessen wird.

Büssem: Aber diese Speise ist eben auch wirkliches Leben.

Kolleritsch: Ja.

Büssem: Dazu gehört dann auch der Genuss, der sinnliche Genuss. In Ihrem Roman

"Die grüne Seite" sprechen Sie von der Entwicklung eines Menschen, der in der Gefahr ist zu erstarren. Ihr Fazit in diesem Roman lautet, dass Anpassungsverweigerung und Anpassung als Extreme gleichermaßen der Autonomie im Wege stehen. Wie meinen Sie das?

Kolleritsch: Der Grundgedanke war: Ich war immer von Leuten begeistert, von denen ich gewusst oder geahnt habe, dass sie das Zeug für große Sachen hätten. Ich kenne einige Leute, die z. B. die komplette russische anarchistische Literatur gelesen haben und die dennoch nichts weiter waren als Dorfschullehrer: Diese Menschen haben sich nicht verwirklichen können. Das ist diese Tragödie des Sich-nicht-verwirklichen-Könnens. Sie wurden stattdessen entweder skurril oder haben ihren Verstand versoffen. Solche Figuren, die in der Großstadt vielleicht doch irgendjemand geworden wären, haben mich immer schon begeistert. Der Großvater, der in diesem Roman auftritt, war so einer: Er hat philosophiert und geschrieben usw. Sein Weg war dann aber eigentlich ein Weg abwärts: Im Geiste ging es quasi aufwärts, aber als Lehrer usw. ging es abwärts mit ihm. Er wollte seinem Sohn, der in diesem Buch die Hauptrolle spielt, eine Identität geben. Er führte ihn zu diesem Schloss hin und sagte zu ihm: "Diene und dann bist du sicher. Dann stürzt Du nicht in diese Abgründe wie ich. Diene und du wirst ein glückliches Leben finden." Und der Sohn macht das dann auch. Letztlich sucht er aber dann die "grüne Seite" seines Lebens doch, nämlich das Glück, die Herzseite. Es geht dann in diesem Buch so weiter, dass das Essen und das Trinken, dass der sinnliche Genuss zur Freiheit wird, die man sonst nicht gefunden hat. Am Schluss, als die Geisteskrankheit ausbricht bzw. als ihn ein Schlaganfall ereilt, tritt die Anarchie, vor der sich sein Vater, also mein Großvater, so gefürchtet hat, aus ihm heraus: Er rebelliert! Aber die Rebellion ist gleichzeitig seine Auflösung.

Büssem: Sie waren ja auch jahrelang Gymnasiallehrer und Sie haben einen Sohn, dem Sie Briefe und Gedichte gewidmet haben. Was ist denn das richtige Rezept, wenn man hier überhaupt von Rezepten sprechen kann, für die Erziehung? Was muss da geschehen? Sind die vorgefertigten Bilder, die wir heute haben, das Falsche? Aber ist das andere, die Selbstverwirklichung, wirklich das Richtige?

Kolleritsch: Ich habe mich immer wieder von dem Prinzip leiten lassen, das Festgefügte sanft aufzulösen. Ich habe einmal geschrieben: 50 Prozent der Schüler, die kommen, sind bereits fertige Menschen. Sie haben zumindest schon ihre festgefügte Weltanschauung. Da ist wirklich schon alles verbrannt worden von der elterlichen Erziehung. Ich habe genug mitgemacht, z. B. wenn wir Kafka gelesen haben und die Mütter gekommen sind und sich beschwert haben. Ich habe dann gemerkt, dass man mit der Literatur vielleicht doch etwas erreichen kann. Ich habe z. B. die Dadaisten gelesen mit ihnen oder den frühen Gottfried Benn. Später hat man mich dann gelobt dafür, aber zuerst einmal hat man gemeint, ich würde eine Verheerung anrichten in den Köpfen der Schüler, wenn sie merken: "Um Gottes willen, so etwas gibt es auf dieser Erde also auch!" Mit der Philosophie, die ich auch unterrichtet habe, war das dann fast noch leichter. Ich habe z. B. auch mal den Auftrag gehabt, nicht gerade Philosophiegeschichte vorzutragen, weil die jungen Leute dann, wie mein Chef gesagt hat, glauben könnten, der eine Philosoph würde das und der andere jenes sagen. Er meinte nämlich zu mir: "Sie müssen dafür sorgen, dass die jungen Leute mit einer festen Weltanschauung die Schule verlassen!" Von 1934 bis 1938 war das tatsächlich das Gebot für den Lehrer: Die Kinder müssen mit einer christlichen Weltanschauung die Schule verlassen! Das habe ich dann aber selbstverständlich nicht so gemacht, sondern ich habe trotzdem Philosophiegeschichte gemacht: Dabei habe ich aber versucht, das alles doch so ein bisschen als Einheit zu sehen. So war ich ja auch zum Heidegger gekommen: über seine Destruktion der Philosophiegeschichte, denn die gehört ja ebenfalls zur Philosophiegeschichte mit dazu. Das ist ein

Thema, an dem sich die Philosophen immer wieder neu abgearbeitet haben.

Büssem: Sie sprachen davon, dass 50 Prozent der Schüler eh schon fertig waren, als sie an die Schule kamen.

Kolleritsch: Die musste man dann halt ein bisschen aufrühren.

Büssem: Hatten Sie Erfolg damit?

Kolleritsch: Doch. Ich meine, es ist doch ein Erfolg, wenn sich zumindest ein Teil der Schüler dann für die Literatur wirklich interessiert. Es ist ein Erfolg, wenn man später erfährt, sie haben weitergelesen, sie haben weitergedacht, sie sind über den steirischen Horizont hinausgekommen. Das ist schon eine Befriedigung, die man dabei hat. Aber man hat auch genug mitgemacht in der Schule. Als ich damals als Lehrer wegen Verbreitung von Pornographie angeklagt wurde, war das keine sehr angenehme Situation. Ich hatte nämlich mit den Schülern den Roman von Oswald Wiener, "Die Verbesserung von Mitteleuropa", gelesen. Da hat man schwer daran gearbeitet, mich aus der Schule zu entfernen. Aber da habe ich dann schon meine Freunde gerufen: Günter Grass und viele andere haben dann nämlich ein Manifest geschrieben, dass "Die Verbesserung von Mitteleuropa" ein großartiges Werk sei und das Ganze nichts mit Pornographie zu tun habe. Daraufhin hat mich die Staatsanwaltschaft zwar verhört, aber letztlich doch nicht angeklagt. Heute erscheint einem jedoch diese schwierige Zeit im Rückblick als die schönste Zeit im Leben: Damals hat man noch Kraft verspürt!

Büssem: Denken und Sinnlichkeit, das sind die beiden Pole, zwischen denen sich Ihr Werk entfaltet. Wobei der Form zwar zweifellos Genüge getan, jedoch auch Misstrauen entgegengebracht wird. Cornelius Hell sagt einmal über Ihren Stil auch in der Lyrik, "gesehen und zugleich gedacht". Es geht also bei Ihnen immer um dieses Paar: Ihr Werk ist nicht nur ein reines Sprachspiel, sondern auch immer ein Denkspiel. Würden Sie das akzeptieren? Wie sind Sie dann eigentlich auf Heidegger gekommen? Sie haben ja promoviert mit einer Arbeit über Heidegger mit dem Titel "Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit in der Philosophie Martin Heideggers".

Kolleritsch: Das bezieht sich in dem Fall auf sein Werk "Sein und Zeit". Ich habe, als ich dieses Werk zum ersten Mal gelesen habe, natürlich zunächst einmal nicht verstanden. Aber ich habe doch irgendwie gespürt, dass das etwas Besonderes ist. Ich habe das völlig einsam gelesen in Graz, ich musste das vollkommen alleine erlernen, weil mir dabei niemand geholfen hat, niemand helfen konnte. Ich habe gespürt, dass damit wirklich ein neuer Entwurf vorliegt, ein Entwurf, der von den festen Kategorien abrückt. Für mich war Heidegger wirklich ein suchender Denker. Gott sei Dank ist Adornos Abrechnung mit Heidegger, also sein berühmtes Buch "Jargon der Eigentlichkeit", erst nach meiner Promotion erschienen. Ich hatte ja von der nationalsozialistischen Vergangenheit Heideggers so gut wie keine Ahnung, weil ich nämlich kaum Sekundärliteratur gefunden hatte, in der das behandelt worden wäre. Erst nach Adornos Buch habe ich gesehen, dass selbst ein Philosoph wie Heidegger, dem die Frage von Identität und Differenz so wichtig gewesen ist, im Nationalsozialismus plötzlich sehr schnell geglaubt hat, dass sich nun das, was er das Sein nennt, "entbirgt". Sobald eine Weltanschauung auf das Leben übertragen wird, ist das immer äußerst gefährlich und suspekt, wie ich meine.

Büssem: Kann man das bei Heidegger eigentlich trennen? Kann man das Denken, das Heidegger geleistet hat, kann man seine Denkarbeit von seiner Weltanschauung trennen? Oder ist das sogar miteinander verknüpft?

Kolleritsch: Ich als kritischer Heidegger-Verehrer bin der Meinung, dass man das trennen kann. Dass ihm in der Mitte seines Lebens diese Verirrung

geschah, hat meiner Meinung nach auch mit seiner katholischen und alemannischen Herkunft zu tun, mit seiner damit angelegten Sturheit. Es hat einmal jemand gesagt: "Ein Mann von der Größe Heideggers wird sich nicht entschuldigen gehen und zum Wendehals werden." Er hatte einfach eine andere Vorstellung von den Deutschen und dem Deutschen. Seine Vorstellung war noch von Hölderlin bestimmt, von Stefan George. Diese Töne hat es ja in der Tat schon vor ihm gegeben. Ich muss allerdings sagen, dass das ein Ton ist, den ich selbst überhaupt nicht mag; ich habe halt versucht, das alles zu verstehen bei Heidegger. Diese Katastrophe nach dem Ersten Weltkrieg hat ja auch die Menschen dazu verführt, einen solchen Weg einzuschlagen.

Büssem: Man kann ja auch manchmal trennen zwischen dem, was jemand schreibt, und dem, wie er ist. Ernst Jünger z. B. hat sicherlich großartige Sachen geschrieben, und trotzdem war auch er biographisch gesehen ein sehr problematischer Fall. Halten Sie diese Spaltung zwischen Werk und Leben für normal oder ist die außergewöhnlich?

Kolleritsch: Ich würde sie fast für normal halten. Wenn man sich die Lebensgeschichte verschiedener Autoren ansieht, dann wird man das immer wieder feststellen können. Nehmen Sie als Beispiel Platon und das Werk, um das er gerungen hat: Die biographischen Begleiterscheinungen sind doch oft sehr different gegenüber dem Werk, wie ich meine.

Büssem: Charakter und Intelligenz müssen also nicht immer zusammengehören.

Kolleritsch: Es gibt z. B. eine Stelle bei Immanuel Kant, wo er sagt, er wird in der Philosophie, die er Studenten vorträgt, immer die gute alte, noch scholastisch orientierte Aufklärerphilosophie bringen und nie etwas von seinen eigenen Problemen erzählen. Gut, bei Heidegger stimmte das nicht. Kant hat seine "Kritiken" nie vorgetragen; das ginge seiner Meinung nach die Menschen, denen man etwas beibringen möchte, quasi nichts an, das hätte nur etwas mit der eigenen Welt zu tun.

Büssem: Kommen wir nun zu Ihrer Art zu schreiben, auch und vor allem als Lyriker. Hier fällt mir Ihr "Brief an Julian", also Ihren noch jungen Sohn wieder ein. Sie schreiben dort: "Du sollst hinter die Augen dringen, die das Geschehene feststehen. Hinter den Augen beginnt der Weg, der die Welt frei gibt." Über Sie wurde einmal geschrieben: "Nicht das Wirklichkeit gewordene Denken ist Gegenstand der Poesie von Kolleritsch, sondern der Vorzustand der Begriffe, so als gäbe es sie vor den Dingen... Daher kann man sie nicht zurückholen in den Regelgebrauch, in die Wahrheit. Man hört die Worte wie in einem Hinschauen auf Musik." Sind Sie damit einverstanden? Der Vergleich mit der Musik ist ja eigentlich ein wunderbares Kompliment.

Kolleritsch: Ja, schon, das ist in der Tat ein ganz wichtiges Thema für mich. In der Musik vollzieht sich ja das, was in der Sprache sofort erstarrt. Ich habe einmal gesagt, die Sprache sei eine Gewohnheits-Platonikerin. In der Sprache gibt es Begriffe und dann gibt es noch die wissenschaftliche Philosophie, die das alles noch mehr zur Exaktheit und damit zur Erstarrung bringt. Denken Sie nur einmal an den frühen Wittgenstein. Aber auch das hängt eben mit dem Prinzip der Identität zusammen. Ich wollte – obwohl ich schon weiß, dass das nichts helfen wird – mein eigenes Kind wenigstens einmal darauf hinweisen: "Bitte, schau dir selbst die Welt an, in die du hineingerätst, und lass dir, angefangen mit der Religion, nicht vorerzählen, wie die Welt sei."

Büssem: Sie sprechen ja oft davon, die Dinge noch vor den Begriffen sehen und denken zu wollen. Wie kann man das verstehen? Denn es geht Ihnen ja keineswegs um das reine, bloße Gefühl.

Kolleritsch: Ja, das stimmt. Im Grunde genommen geht es mir um das, was die Phänomenologen mit dem Wahrnehmen und Anschauen gemeint haben.

Erst danach dann tritt der Begriff hinzu. Bei Aristoteles hat man vom "Retten durch den Begriff" gesprochen, indem man etwas zum Begriff, auf den Begriff bringt. Man sagt ja auch, dass es vor der aristotelisch-platonischen Philosophie den Begriff in unserem Sinn noch gar nicht gegeben habe, den Begriff als das Festgefügte, Festgemachte. Bei Kant gab es dann die Kategorien, mit denen man seiner Ansicht nach die Welt anschauen muss. Mir jedoch geht es um das Freiere und Offenere. Meines Erachtens muss die Dichtung es immer wieder leisten, diese Mauern, die im Laufe der Zeit, im Laufe der Geschichte der Begriffe entstanden sind, wegzureißen, damit man immer wieder mal ein bisschen "über den Zaun" blicken kann.

Büssem: Aber es ist natürlich nicht so, dass Sie das Denken ausschalten wollen.

Kolleritsch: Nein, um Gottes willen, natürlich nicht.

Büssem: Wie soll dann dieses Ihr Denken auf den Leser wirken? Wie Musik? Wie eine Melodie? Wie ein geistiger Prozess? Soll es den Leser anregen, selbst weiterzudenken?

Kolleritsch: Bei der Lyrik habe ich mir immer gedacht: Wenn man ein Gedicht schreibt, dann blickt man – dann blicke ich zumindest – auf einen bestimmten Gegenstand, auf eine bestimmte Situation. Das Gedicht ist dann etwas von einer relativen Dauer, wenn es quasi wie ein Bild vor dem Auge des Lesers entsteht. Ich habe das immer verglichen mit dem Vorgang eines Blitzlichts: Das Gedicht wirft plötzlich Licht auf die Dinge und hebt sie heraus, rettet so eine Situation. Es gibt ja auch bei Aristoteles so eine Stelle, an der er sagt, dass man die Phänomene retten sollte. Dieses Retten ist natürlich das Denken.

Büssem: Es geht aber nicht um das Festbinden. Letztlich ist das aber immer auch eine Gratwanderung, denn sobald man das ausspricht, bindet man es.

Kolleritsch: Ja, sicher. Sobald man sich da vollkommen einschaukeln würde und der Meinung wäre, nun hätte man endlich die Wahrheit oder das Rezept, wäre ja das Anliegen, das man hat, ohnehin schon vernichtet.

Büssem: Ich weiß natürlich, dass ein Gedicht oder auch viele Gedichte das nicht leisten können, trotzdem: Wie soll ein junger Mensch wie z. B. Ihr Sohn Julian erkennen oder vermessen oder sich eine gewisse moralische Instanz oder Ethik aufbauen können, wenn er das alles nicht festhalten soll, wenn das alles nur fließend ist?

Kolleritsch: So geschieht das dann letztendlich, aber mir ist es immer auf diesen Moment der Einsicht angekommen, dass ein Mensch in seiner Entwicklung weiß, dass er jetzt irgendetwas übernommen hat, womit er sich die Welt zurechtlegt. Mir ist es also immer um diesen möglichen Anfang gegangen. Ich weiß ja nicht, ob mein Sohn, wenn er eines Tages so alt sein wird wie ich jetzt und diesen Brief liest, sagen wird: "Vielleicht hat der Vater doch Recht gehabt!" Jetzt, heute, wird er das nicht verstehen, das ist klar. Das ist einfach nur ein gedankliches Experiment, das für mich allerdings etwas Befreiendes hat. Das haben die Romantiker ja auch so gemacht.

Büssem: Im Hinblick auf die Moral bzw. auf die Ethik ist ja dieser Mythos vom Sisyphos von Camus sehr interessant. Er beschreibt sehr gut, dass die alten Werte zertrümmert sind und nicht mehr gelten und dass man sie trotzdem immer wieder neu erwerben muss. Aber letztlich muss man dabei doch immer auf irgendeiner Grundlage stehen, muss man sich immer auf irgendeinen Begriff beziehen. Geht es also letztlich immer um Freiheit, um Selbständigkeit, um Authentizität usw.?

Kolleritsch: Ich meine ja immer, man muss seine Einbildungskraft – die ja immer auch mit Begriffen versehen ist – steigern. Diese Rezepte der frühen Romantiker beschreiben das ja auch: diese Momente, in denen sich die Welt öffnet und etwas Neues kommt. In der Zeit des "Sturm und Drang" war es sicherlich

so, dass man da etwas entdeckt hat, das neu war. Insgesamt ist das sicherlich immer ein dialektischer Prozess. Im Sinne von Adorno kann man halt das Ganze nie erreichen, stattdessen geht es ständig mit solchen Brüchen, entlang solcher Bruchstellen dahin. Aber wichtig ist, dass es diese Brüche gibt, dass man nicht reinrutscht in ein festes System der Wahrheit. Darum geht es.

Büssem: Die Literatur, die Romane, die Gedichte sind also dazu da, dass man sozusagen zum Denken angehalten wird. Das ist die Aufgabe von Literatur: Sie soll in einem positiven Sinne wie Musik sein, sie soll etwas zum Klingen bringen – auch wenn man es nicht festhalten kann. Wenn man aber andererseits in der Gesellschaft politisch wirksam werden möchte, dann muss man sich ja für etwas oder gegen etwas entscheiden. Wie macht man das? Wie haben Sie das gemacht? Sie sind ja auch ausgegangen von Ihren persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen.

Kolleritsch: Natürlich, das ist immer ein Produkt von "öffnen" und "schließen", wenn ich das mal so in einem Bild sagen darf. Schließen heißt, dass man halt doch da und dort diese Identität für sein eigenes Leben braucht. Sie sprachen jetzt mehrmals von der Moral: Ich glaube ja auch, dass man irgendwie eine Moral braucht. Aber ich zucke immer zusammen, wenn ich jemand von "ewigen Werten" sprechen höre. Man kann das mit den Werten nämlich auch durchaus behavioristisch sehen: Das hat sich halt irgendwie durch Verhalten so verknödelt und entwickelt. Das geschah sicherlich nicht so, wie sich das Platon vorgestellt hat, dass die Werte ewig wären. Und es ist auch nicht so, dass sie im Geiste Gottes entstanden wären wie in der christlichen Philosophie. Nein, es bedarf stattdessen schon immer einer großen Anstrengung, sich mit den Werten, die in einer Gesellschaft vorhanden sind, auseinander zu setzen – und sie dann auch zu leben. Man darf diese Werte aber nicht betrachten und verwenden wie Gegenstände, die halt nun einmal vorhanden sind und an die man sich einfach zu halten hätte. Werte sind nun einmal etwas anderes als meinetwegen eine militärische Ordnung.

Büssem: Sie haben ja selbst sehr viel gelesen und studiert. Welche Rolle spielt für Sie selbst das Lesen, das Erkennen, das Lernen in diesem Prozess?

Kolleritsch: Für mich selbst war das quasi wie ein Weiterwirbeln in einem unruhigen Fluss. Immer taucht etwas auf, das einem eine neue Perspektive eröffnet. In solchen Momenten ist man froh und denkt sich: "Aha, da schreibt auch einer, der einfach neu schreibt, der die Welt neu sehen will!" Das scheint mir das Wesentliche zu sein, das scheint mir überhaupt die Funktion der Literatur zu sein: Literatur muss ständig aufbrechen und immer neu beginnen. Es hat ja mal eine Zeit gegeben, in der man gesagt hat, es sei eh schon alles geschrieben worden. Ich hatte mal einen Schüler, der zu mir gesagt hat: "Neue Musik gibt es nicht mehr! Es hat schon alle möglichen Tonfolgen gegeben; das habe ich auf meinem Computer ausgerechnet!" Aber das stimmt eben nicht, weil immer wieder neues Leben anfängt: Junge Leute müssen sich das jedes Mal neu aneignen und etwas Neues daraus machen. Sie dürfen eben nicht all das glauben, was die Altvorderen auch schon geglaubt haben. Das auf keinen Fall.

Büssem: Wir sind bereits am Ende der Sendezeit. Sie waren so nett und haben sich bereit erklärt, uns ein Gedicht vorzulesen, damit die Zuschauer einen eigenen Eindruck bekommen können.

Kolleritsch: Ja, gerne. Ich hatte mir bereits vorher, noch vor diesem Gespräch ein Gedicht ausgewählt, das eine Antwort auf ein Gedicht von René Char darstellt. Ich muss kurz zu René Char noch etwas sagen. Ich habe irgendwann mal eine Interpretation der Gedichte von René Char gelesen, die ich leider wieder verloren habe. Ich nehme an, dass sie in einem Suhrkamp-Taschenbuch gestanden hat. Dort wurden die Gedichte von René Char verglichen mit den lichten Momenten in unserem Leben: Die

Dauer des Gedichtes ist die erlaubte Identität. So ein Gedicht bleibt dann zwar, aber der Moment, der aufblitzt, entsteht immer nur dann, wenn man es liest. Das ist das, was ich vorhin mit dem Blitz, mit dem Blitzlicht gemeint hatte. Diesen Moment, der aufblitzt, den soll man dem Gedicht zuschreiben. So, ich lese jetzt das Gedicht "Lobgesang nach René Char": "Ihr allein rasende Blätter, erfüllt euer Leben", / unseres ist verloren, es gehört der Hand, / dem Weltbesitz, der Zugreift, den Ketten. // Ihr seid aus der Erde, anders gewachsen, / wo ihr begegnet, ihr unberührter / euer Tägliches ist die lange Zeit, / das Erscheinen, viel Verschiedenes // strömende Blätter, daß ihr welkt, / vergibt nicht das eine im anderen, / in euch trifft sich der Einklang, / Ruhe und Sturm, / Winter und Sommer, / Tag und Nacht, / "sich in Maßen entzündend". // Um uns aus der Mitte zu werfen, / rauscht ihr, wir stürzen schlecht, / falsch gebraucht, / tauschen wir Ewigkeit ein, / die falsche Geschichte, / und werden gemordet. // Ihr seid nach allen Seiten der Tanz, / durch uns hinaus, hindurch, / löst ihr uns ab, euer Wanderzug, / dem wir nicht folgen. // Fortzudenken von uns."

Büssem: Vielen Dank, Herr Kolleritsch.

Kolleritsch: Ich danke Ihnen.

Büssem: Vielen Dank, Ihnen daheim am Fernsehapparat. Auf Wiedersehen beim nächsten alpha-forum.

© Bayerischer Rundfunk